

Insgesamt veranschaulicht das thematisch weit gefächerte Handbuch Strukturprobleme in Simbabwe, die keineswegs auf Parteipolitik reduziert werden sollten, weil sie alle Bereiche des ökonomischen und gesellschaftlichen Lebens erfassen. Die massive staatliche Repression und Bedrohung von pro-demokratischen Kräften geschehen unter dem Radar der Weltöffentlichkeit. Dieser Sammelband trägt zum Wissen darüber und zur Überwindung von Ignoranz bei.

Rita Schäfer

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v42i2.14>

Robert J. Gordon: *South Africa's Dreams. Ethnologists and Apartheid in Namibia*. New York, US-NY, & Oxford: Bergahn 2021, 202 Seiten

Die Indienstnahme sozialwissenschaftlicher und speziell ethnologischer Forschung für Ziele des Machterhalts, der *counterinsurgency* und des *social engineering* hat verschiedentlich für Skandale gesorgt und teils vehemente Proteste hervorgerufen. Am bekanntesten dürfte der Fall des vom US-Verteidigungsministerium in den 1960er Jahren betriebenen und nach relativ kurzer Zeit von engagierten Wissenschaftlern wie dem Ethologen Marshal Sahlins aufgedeckten *Project Camelot* sein. Im südlichen Afrika war das Apartheidregime über Jahrzehnte daran interessiert, seiner Politik den Anschein wissenschaftlicher Grundlegung zu geben, und wie in anderen Fällen diente dabei Namibia als Versuchslabor. Der namibische Ethnologe Robert Gordon hat seit vielen Jahren nicht nur wegweisende Forschungen zur Lage der San (Buschleute) vorgelegt, sondern auch über die Geschichte seines Faches zumal auf dem Subkontinent geforscht. Nach einer Monographie zu einem der Großen des Faches, Max Gluckman (2018), wendet er sich hier einer Reihe von Ethnolog*innen zu, die für „Engführungen“ verantwortlich waren, welche das Verständnis für das, was im damals als Südwestafrika bezeichneten Territorium geschah, „verschleierte[n], blockierten und abschnitten“ (1), geradezu „alternative Fakten“ schufen. Die darauf gegründeten Annahmen waren ihrerseits durch die Verbindungen ihrer Autor*innen mit den politischen Instanzen des Apartheidstaates und der Armee sowie die enge Verflechtung mit dem informellen Machtzentrum des burischen Nationalismus, dem *Afrikaner Broederbond*, wirkungsmächtig geworden. Auch wenn Gordon öfters ironische Pointen einstreut, so ist doch klar, dass die vorurteilsbehaftete „Narrheit“, da auf staatliches Handeln bezogen, alles andere als ein Scherz war und ist. Gordon entwirft eine „Pornographie der Macht“, um die darin inhärente Korruption zu kennzeichnen (15). Kritischen Anthropolog*innen fällt dabei die Rolle von „Trickster*innen“ (7) zu, die „nicht nur den Mächtigen Wahrheit oder Alternativen entgegenhalten, sondern auch die Sicherheiten in Frage stellen, dass alles im wörtlichen und übertragenen Sinne eine Frage von schwarz und weiß sei“ (7).

Zentral dabei ist für Gordon die Verankerung von Apartheid und der sie stützenden, wissenschaftlich daherkommenden Ideologie im kolonialen Kontext, was „Kolonialkunde“ ausdrücklich einschloss (8), hier aber speziell die auf Afrikaans so bezeichnete *volkekunde* betraf, die sich entschieden von der *social anthropology* absetzte. Expertise war zunächst für die Verhandlungen mit der *Permanent Mandates*

Commission des Völkerbundes gefragt, der Südafrika für Namibia berichtspflichtig war. Typisch war der routinemäßige Verweis auf die Kenntnis afrikanischer Völker aufgrund der über 250-jährigen Anwesenheit der Weißen, gepaart mit der Marginalisierung konkreten Wissens, etwa bei der Untersuchung des 1922 brutal niedergeschlagenen Aufstandes der Bondelswarts. Beamte und *volkekundige* achteten sorgsam auf ein distanzierendes Verhältnis zu Autochthonen. Herrschaftsrituale aber waren konkretem Wissen nicht förderlich. Dieses Wissensregime erhielt eine spezifische Note durch die Gründung der *South West Africa Scientific Society* (heute *Namibia Scientific Society*). Diese war bald weitgehend von Deutschsprachigen geprägt und wurde von dieser Gruppe genutzt, um in Konkurrenz mit den von der Verwaltung geförderten Afrikaanssprachigen ihre Landeskenntnis zu dokumentieren und sich so einerseits als „vertrauenswürdige Kolonisatoren“ (40) – was Deutschland durch den Versailler Vertrag abgesprochen worden war – zu präsentieren und andererseits in einer Art Proto-Nationalismus die Besonderheit des Landes gegenüber Südafrika herauszustellen. Dafür eigneten sich besonders die „Buschmänner“, die gleichsam als Alleinstellungsmerkmal des Territoriums präsentiert wurden. Sie wurden als Forschungsobjekte exotisiert und als primitives, „sterbendes Volk“ stilisiert.

Nach dem Zweiten Weltkrieg fiel Ethnolog*innen die Aufgabe zu, Südafrikas völkerrechtlich fragwürdige und durch die aufkommende Unabhängigkeitsbewegung bedrohte Herrschaft in Namibia mit dem „Firniss einer aufgeklärten Verwaltung“ zu versehen. Ein Hauptziel bestand dabei in einem ethnographischen *survey*, der freilich Weiße und *Coloureds* ebenso aussparte wie politische Aktivitäten der Autochthonen. Dazu wurden besonders in Deutschland ausgebildete und deutsche Ethnologen eingesetzt, die bald auch mit der Armee zu kooperieren begannen. Auch angesichts offen zutage tretender Konflikte blieben sie um ein harmonisches, apolitisches Bild der Lage bemüht. Erneut spielte die Forschung über „Buschmänner“, angesichts des weiterhin erwarteten Aussterbens dieser Gruppen häufig in der Form einer *salvage ethnology*, eine wesentliche Rolle.

Einen Wendepunkt der ethnologischen Forschung, die nun eine klare Stoßrichtung im Sinne eines *social engineering* annahm, bezeichnete die kurze, aber signifikante Tätigkeit von Johannes P. van S. Bruwer. Er wechselte zwischen Verwaltungs- und Universitätsämtern, und seine Feldforschung in Nordnamibia zeigte die krisenhafte Zuspitzung in dieser entscheidenden Region auf. Daraus folgten die Forderung zum Bündnis mit den traditionellen Führungspersonen und schließlich die Einsetzung der *Odendaal-Kommission* (1962), die gemeinhin als Wendepunkt zur Homeland-Politik in Namibia gilt. Bruwer spielte dabei eine zentrale Rolle, was gleichbedeutend damit war, dass den strategischen Überlegungen eine „Phantasiewelt“ zugrunde gelegt wurde, nach der allein südafrikanische Beamte und Wissenschaftler*innen in der Lage gewesen seien, „die Würde des einheimischen Mannes“ und „seine Probleme“ (zit. Bruwer, 100) zu verstehen. Sehr bald zeigte sich, dass die Bestrebungen Südafrikas, seine Herrschaft über Namibia international zu legitimieren, gescheitert waren und im Grunde ein Vorspiel zum Befreiungskrieg 1966-1989 bildeten, der vor allem im Norden des Landes mit äußerster Härte geführt wurde. Auf südafrikanischer Seite spielten Ethnolog*innen neben diversen Spezialist*innen in *counterinsurgency*,

die teilweise längerfristige Erfahrungen etwa aus Malaya mitbrachten, in diesem Krieg eine nicht unerhebliche Rolle. Sie sollten zunächst die psychologische Kriegsführung voranbringen, nach deren schnellem Scheitern folgten eine Reihe von Anstrengungen zur Gegen-Mobilisierung von Jugendlichen, zur Propagierung christlicher Werte, verbunden mit dem Anknüpfen an ethnisch definierte Traditionen, sowie Bestrebungen zur Ausbildung von Führungspersönlichkeiten. Ethnolog*innen sollten ferner die Truppen in der notwendigen Etikette bei Kontakten mit Einwohner*innen der Kriegsgebiete, vor allem im zentralen Norden Namibias, instruieren. Insgesamt waren ihre Kenntnisse ebenso wie ihre Ausbildung recht oberflächlich; die instruktive Ausnahme einer Ethnologin, die die Zustände im Omega Camp – einer der wichtigsten Basen, in der San als Hilfstruppen stationiert waren – anprangerte, bestätigt dies letztlich durch ihre Marginalisierung „als Ethnologin ebenso wie als Frau“ (123). Generell muss die Haltlosigkeit der als wissenschaftliche Erkenntnisse vorgetragene Phantasmagorien erschrecken angesichts der Tatsache, dass es sich dabei eben nicht um Spinnerei handelte, sondern dass die *volkekunde* in dieser Phase eng mit der militärischen Infrastruktur verbunden war und damit auf erschreckende Art wirkmächtig wurde, weniger als Legitimationswissenschaft denn als Ideologie, die den Handelnden eine trügerische Faktengrundlage vorgaukelte.

Doch wäre es zu simpel, die *volkekundiges* einfach der Lächerlichkeit preiszugeben. Abschließend geht Gordon daher der Frage nach, warum „sie das Offenkundige nicht sehen konnten“ (133). Eine Antwort liegt in der Tendenz, sämtliche Fragen auf eine individualisierte Kommunikation zu reduzieren und damit „strukturelle Ungleichheiten“ zu ignorieren (134). Wenn weiter eine bekannte Regierungsethnologin von einem zeitgenössischen Beobachter als „wandelndes Lexikon des Kavango, wie er vor 30 Jahren war, nicht wie er jetzt ist“ (zit. 135) beschrieben wird, so kann ich diesen forciert antiquarischen Blick aus eigenem Erleben bestätigen. Letztlich verweisen diese Abfolgen bizarrer Ereignisse und Zustände auf die engen Kreise, in denen diese Wissenschaft betrieben und ausgetauscht wurde und die Gordon abschließend noch einmal in den Blick nimmt: den *Afrikaner Broederbond* und die *SWA Wissenschaftliche Gesellschaft*. Technologisch gab es das Mitte des 20. Jahrhunderts noch nicht, aber in Zeiten der *information bubbles* kann man an diesem Buch getrost feststellen, dass diese Vorkehrungen nicht unbedingt notwendig sind, um phantasmagorische Sachverhaltsbeschreibungen, vulgo *fake news* hervorzubringen, damals wohl mit geringeren Effekten, was Massenresonanz angeht, aber auch schon mit wahrhaft mörderischen Konsequenzen.

Reinhart Kößler

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v42i2.15>

Manuel Castells & Bernard Lategan (Hg.):
National Identity and State Formation in Africa.
 Cambridge, UK, & Medford, US-MA: Polity 2021, 217 Seiten

Manuel Castells dürfte in Deutschland vor allem durch seine wegweisenden Analysen zum Informationszeitalter und das dort entwickelte Konzept der Netzwerkgesellschaft